

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 21

Rubrik: Kleine Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man kann dies auch in den wirtschaftlichen Einstellungen der führenden Kreise erkennen, und kleine Symptome sagen dabei oft mehr als große Erklärungen. Was heißt das, wenn die Konferenz der welschschweizerischen Arbeitsämter in Genf eine Kategorie von „Arbeitslosen, die nicht als eigentliche Arbeitslose betrachtet werden können“, deklariert? Und wenn nachher die „Absicht erkenntlich wird“, neue Arbeitslager in der welschen Schweiz zu errichten? Es heißt sehr viel, mag es auch harmlos aussehen. Es bedeutet die Annahme eines wahrscheinlich dauernd beschäftigungslos bleibenden Volksteils, der gegen Verpflegung und Sackgeld interniert werden soll. Wogegen die wirtschaftliche Vernunft verlangt, daß diese Konsumenten „voll finanziert seien, im Interesse unseres Marktes!“

Fernöstliches

Wenn wir einmal wissen werden, nach welcher Richtung sich Japan entwickelt, wird sich auch manches Fragezeichen in Europa erledigen lassen. Aber niemand weiß heute, wer obsiegen wird, der Militarismus mit der vorgeschobenen Regierung Hayashi oder ihre Gegner, die eine Lockerung des heutigen Systems wünschen. Nicht einmal die Vertreter des britischen „Empire“, die heute anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten in London zur periodischen „Reichskonferenz“ zusammenkommen und über die Zusammenstimmung der Einzelinteressen mit denen des Ganzen beraten, sehen klar. Und doch sind sie die am meisten Interessierten, außer den Chinesen und Russen, sind wenigstens unmittelbar mit der japanischen Welt verbunden als die Europäer aller Lager, die in ihrer „Kleinstaaterei“ stecken bleiben und nicht begreifen, wie ein „Empire“ sich verhalten muß.

Man hat kürzlich von den japanischen Wahlen gehört, hat vernommen, daß „Minseito“ und „Seiyukai“, die historischen Parteien, die gewaltige Mehrheit behalten und nur nach links, an die japanischen „Labourparty“, eine Anzahl Stimmen und Sitze verlieren mußten, daß dagegen die kleinen Regierungsgruppen und halbfaszistischen Splittergruppchen völlig geschlagen aus der Wahlschlacht hervorgingen. Und man hat daraus geschlossen, es werde nun entweder der Staatsstreik der Militärs, in diesem Falle Hayashis, folgen müssen, oder aber ihr Zurückweichen. Unter europäischen Verhältnissen wäre wohl dieser „logische“ Schluß von der Wirklichkeit als richtig bestätigt worden. In Japan aber wacht über allem Geschehen das „allsehende Auge“ der halbgöttlichen kaiserlichen Macht; die Militärs können schon in ihrer traditionellen Gehorsamsstellung gegenüber dem Mikado nicht losschlagen, wenn es der Kaiser nicht erlaubt. Umgekehrt kann es die Regierung Hayashi nicht wagen, Entscheidendes nach andern Richtungen hin zu unternehmen, nicht einmal einen Rückzug, wie ihn die historischen Parteien verlangen. Sie muß sitzen und manövrieren, solange der geheime Rat des Kaisers dies beschließt, d. h. solange in diesem verschwiegene Zirkel nicht die Ueberzeugung gesiegt hat, es gehe auf keinen Fall so weiter, wie die Generäle es haben möchten.

Die kaiserliche Majestät in Japan gehört, trotzdem sie weit über allen Parteien steht und im Militär nur die dienstbare Macht-Maschine besitzt, eben doch zur Militärkaste; Generäle und ihre Stimmen und Ratschläge gelten mehr als „westlich orientierte“ Industrielle oder gar oppositionelle Arbeitervertreter, die vom sozialistischen Mehltau befallen sind und eigentlich als Zerstörer der Tradition ausgerottet werden müßten. Es ist daher wohl denkbar, daß der Sieg der Parteien dem Mikado als Zeichen weitgegangener Verirrung des Volkes ausgelegt wird, als Abwendung von den heroischen Idealen der Nation. Und daß ihm die Gewalttätigkeit einer parlamentslosen Diktatur als Heilmittel gegen die schwere Krankheit empfohlen wird. Indessen: Der Orient ist weise. Realitäten nimmt er auf jeden Fall ebensofern wie romantische Ideale.

Und es gibt Realitäten, die im geheimen Rat des Hofes überlegt werden müssen. Eine solche Realität liegt in der Fest-

stellung des Generals Kozumi, der als Chef des gesamten Sanitätswesens mehr als jeder andere Bescheid wissen muß: Bei den letzten Rekrutenaushebungen mußte die Hälfte der Stellungspflichtigen als untauglich zurückgewiesen werden. Kozumi führt dieses erschreckende, für einen Militärstaat doppelt erschreckende Resultat auf Ueberanstrengung und ungesunde Arbeitsverhältnisse zurück. Man überlege: Es sind Zwanzigjährige, die ausgehoben werden. Leute, die als Kinder ungenügend ernährt und nachher vom zartesten Alter an in die modernen Wirtschaftsbetriebe gepreßt wurden, die teilgenommen an der Fabrikation unglaublich billiger Waren, womit die japanische Industrie die Märkte aller Weltteile überschwemmte und versuchte, als wirtschaftliche Weltmacht das Rennen zu gewinnen, Großbritannien und USA zu schlagen und die „große Zukunft“ zu erobern. Der Sanitätsgeneral hat ein vernichtendes Urteil über die Herren der japanischen Industrie gefällt, hat die Wirtschaftsführer in einer Weise bloßgelegt, wie es schlimmer nicht geschehen könnte. Damit trifft er nun aber nicht etwa die japanischen Militärs und die Regierung Hayashi, sondern die führenden Vertreter der großen Parteien. Ihr System ist es, das verhindert, was das Land und der Kaiser brauchen: Den Nachwuchs tüchtiger Rekruten. Und wenn nun die Parteien erklären, die Militärs hätten mit ihrer immer ausschließlichen Beanspruchung der Staatseinnahmen die sozialen Leistungen des Staates verunmöglicht, dann ermißt man die Verwirrung der Meinungen in den Parteien, bei den verschiedensten militärischen Richtungen und ganz gewiß auch im Schoß des kaiserlichen Zirkels.

Der Kaiser kann die Vertreter der Parteien, die aus Dumpingzwecken den japanischen Lebensstandart bis zur Vernichtung des Rekrutennachwuchses herunterdrückten, keineswegs als Ersatz für die Militärführer anerkennen, obwohl diese ihm näher stehenden Herren die Staatskassen alljährlich leeren und keinen Den für soziale Hilfe übrig lassen. Wird er Leute wählen, die eine „sozialfaszistische“ Politik mit volksgesundheitlichen Zielen vorschlagen? Oder Kreise bevorzugen, die nach dem Beispiel von USA Schluß mit der fürchterlichsten Deflation und ihren Folgen machen und demokratisch-sozial regieren wollen? Daß sich Minseito- und Seiyukai-Partei verbündet haben, um den Sturz Hayashis zu erzwingen, verspricht für Japans Zukunft gar nichts. Nur von neuen wirtschaftlichen Zielsetzungen, von einem Begreifen der bitteren wirtschaftlichen Lehren wäre etwas zu erwarten.

Freilich, wenn die zwei Parteien Hayashi stürzen und eine Regierung gegen den Willen der Militärs erzwingen, dann hat in Japan die soziale Umstellung, wo nicht Umwälzung, begonnen, und das Hinaustragen der innerpolitischen und sozialen Spannungen auf die Schlachtfelder und Ozeane unterbleibt.

—an—

Kleine Umschau

Eigentlich sollten wir mit unseren Pfingsttagen, mindestens was das Wetter anbelangt, ganz zufrieden sein. Wer Mut hatte und den Pfingstaussflug per Eisenbahn, Auto, Fahrrad oder gar als unheilbarer Rückschrittler per pedes apostolorum riskierte, kam größtenteils strohtrocken heim und erfroren ist er auch nicht, trotzdem die beiden Pfingsttage diesesmal unmittelbar auf die berühmten drei Eismänner und die noch berühmtere Eisdame, die „Sophie“ fielen. Während aber die Sage den drei Eiseiligen ein sehr hitziges Temperament nachsagt, — der Bonifacius wird stets mit einem Adler abgebildet, der ihm mit seinen mächtigen Schwingen Luft zufächelt, der Panfratius aber hatte so heißes Blut, daß, als ihm die Römer den Kopf abschlugen, den Schergen ein Strahl glühender Lava entgegenspritzte, der sie derart verbrannte, daß sie wie die Ratten im Feuer zugrunde gingen und der Servatius erkaltete auch nach seinem Tode nicht, sein Leichnam war so hitzig, daß auf seinem Grabe selbst im strengsten Winter der Schnee zu Wasser zer-

floß, — heißt es von der „Sophie“, daß sie zwar wunderschön aber eiskalten Herzens gewesen sei und deshalb behauptet auch der Volksmund, daß sie alles was die drei Eisheiligen auf Feld und Flur noch grün gelassen hätten, in Grund und Boden erfrore. Gegen liebensfehnfüchtige kleine Mädchen aber soll sie dennoch mindestens insofern warmherziger sein, als sie ihnen verrät, wie lange sie noch auf den Freiersmann zu warten hätten. Wenn am Sophientag ein Mädelschen den Ruckuck rufen hört, dann braucht sie ihm nur den Spruch zuzurufen:

Guggers Knecht,

Sag' mir's recht,

Hübsch und fein,

Wie lang muß ich noch ledig sein?

Und da ist der Ruckuck manchenmal sehr ungalant und gibt überhaupt keine Antwort auf die Frage und dann ist es höchste Zeit, daß sich das Mädelschen ihre Ausstattung beschafft, denn sie kommt noch im gleichen Jahr unter die Haube. Schreit aber der Ruckuck drauf los, dann ist es schon klüger, sie nimmt die Sache selber in die Hand und ersonnenblinckert sich einen Bräutigam, denn ansonsten wird sie wirklich und wahrhaftig ein altes Jüngferschen.

Wir ist übrigens am Pfingstmorgen nur aufgefallen, daß viel weniger Autobusse als in früheren Jahren durch die Thunstraße ins Oberland strebten. Ob aber dieser Umstand dem sich allgemein fühlbar machenden Frankenabwertungsgeldmangel zuzuschreiben ist, oder ob diesmal einfach die Verkehrspolizei die Autobusse durch die Marienstrasse dirigierte, das weiß ich natürlich nicht. Tatsache aber ist, daß an meinem Thunstraßenfenster in aller Herrgottsfrühe zahlreiche Radlerinnen vorüberstrampelten, denen natürlich die entsprechenden Partner, zwar nicht auf den Fersen aber doch auf den Radeln folgten. Es war dies ein sehr hübsches Bild, denn Radlerinnen zeigen beim Bergauffahren meist eine sehr hübsche Silhouette und noch hübschere Kniekehlen. Und so söhnte ich mich denn bald auch mit meinem eigenen Geldmangel aus, denn „Solamen miseris est habere socios malorum“ oder auf Deutsch: Wenn man selber kein Geld hat, tröstet man sich mit dem Geldmangel der Anderen. Schadenfreude ist doch seit jeher die reinste Freude, weil sie nicht vom geringsten Neidgefühl durchseucht ist.

In der Woche vor Pfingsten aber verdunkelten wir getrost weiter. Jeden Tag kam ein anderes Quartier an die Reihe und merkwürdigerweise fielen die Verdunkelungen nach den Zeitungsberichten immer günstiger und günstiger aus. Im letzten Quartier, in der Altstadt war es schon so dunkel, daß die Kontrollorgane vor lauter Finsternis überhaupt nicht mehr kontrollieren konnten. Trotzdem aber sicherte durch die allgemeine Dunkelheit doch noch durch, daß z. B. das Monbijouschulhaus und die Kapellenstraße, anstatt zu verdunkeln, geradezu illuminiert hatten, daß im Nordquartier einige Neon-Reflexen die Flieger geradezu anlockten, daß in der Länggasse fürwichtige Treppenhäuser grell in die allgemeine Finsternis hineinblinzelten und daß endlich und schließlich selbst im pechschwarzen Stadtzentrum aus den Ritzen des Bundeshauses und der Nationalbank fürwichtige Lichtstrahlenbündel Scheinwerferdienste verrichteten. Es gibt also nichts Vollkommenes auf unserem Planeten, nicht einmal in Punkt Finsternis. Nur vom Polizeibäude aus drang kein Lichtstrahl ins Freie.

Nun, dafür können wir uns aber jetzt bei tadelloser Belichtung bis zum 14. Juni an der beginnenden Damensommermode erfreuen, falls uns nicht die „kalte Sophie“ noch eine unerwartete Kälteperiode ins Haus schickt. Es gibt wieder neue wunderhübsche, knitterfreie Leinentkleidchen, hübsche stoffarme Blousenärmel und noch hübschere unbestrumpfte Beine, denen weder eine Ueberbeleuchtung noch eine Unterverdunkelung etwas anhaben kann. Und ganz verberberbringend für den ehrfamen Junggesellenstand dürfte die Sommerbademode werden. Einen Vorgesmack davon bringen uns derzeit schon die diversen Strandbäder in den Auslagefenstern der großen Damenmodewarenhäuser. Und ich glaube kaum, daß das, was uns da an Stoffabwertung geboten wird, noch überboten werden könnte.

Am ärgsten wird da wohl die Stadt Zürich in Mitleidenschaft gezogen werden, denn von den 233 000 Fr. Junggesellensteuern, die sie dieses Jahr einsackte, werden wohl nächstes Jahr einige Nullen abgeben. Dafür dürften aber wohl die Aktien des Heiratsmarktes stark in die Höhe schnellen. 3' Bärn wird's wohl kaum der Mühe wert sein, mit der Junggesellensteuer überhaupt noch anzufangen, denn Dank der berühmten Schönheit unserer besseren Hälften sind die Junggesellen bei uns nicht so dicht gesät, wie 3' Züri und außerdem werden unsere Stadtväter ja doch auch noch erst die harte Nuß der Hundesteuererhöhung knacken müssen und von den Junggesellen kann man doch nicht, wie von unseren vierbeinigen Hausfreunden sagen, daß ihrer zu viele wären, wenn ein paar umgebracht würden, wäre es kein Schaden. Durch das Junggesellenvertilgen würden sich die Stadtväter den Bohn aller noch ledigen hübschen Bernerinnen zuziehen und das können sie noch nicht riskieren. Und überhaupt, bis erst „Bärn in Blumen“ da ist, wird Bern ja doch zur Verlobungsstadt.

Aber da ich nun schon bei Stadträten, Großräten, Parlamenten, Völkerbünden und anderen ähnlichen Veranstaltungen bin, an welchen gerne viel geredet wird, so fällt mir der Negerstamm ein, bei dem der parlamentarische Usus herrscht, daß jeder bei einem Palaver nur so lange reden darf, als er es eben, „auf einem Beine stehend“ aushält. Und ich glaube, da könnten wir Europa einmal mit dem guten Beispiel vorangehen und nach unserem Münsterwahrpruch sagen: „Nachts na!“ Wenn uns ganz Europa nachfolgte, käme die Welt unbedingt einen großen Schritt vorwärts und es ließen sich auch eine Unmenge Taggelder einsparen, da ja keine Session mehr länger als höchstens drei Tage dauern würde, auch wenn sich ungezählte Redner aufschreiben ließen. Bei der Verwilderung unserer europäischen Parlamentsitten wäre allerdings zu befürchten, daß sich eigene Stoßgruppen bilden würden, welche die Redner ihrer Gegenpartei systematisch zum Schweigen stupften. Denn im Moment, wo das zweite Bein den Boden berührt ist's Schluß mit dem Reden. Christian Ruegguet.



Die Berner Trachten

liefert unsere Spezialabteilung fachgemäß!

Massanfertigung in kürzester Zeit.

Chr. **Rüfenacht** A.G.